

Besprechungen

Geschichte

Löwith, Karl: Weltgeschichte und Heilsgeschehen. (231 S.) Stuttgart 1953, Kohlhammer. Br. DM 3,60.

Die Voraussetzung, die jede Geschichtsphilosophie machen muß, ist die, daß die Geschichte einen Sinn hat, der aus ihr selbst zu erkennen ist. Diese Voraussetzung trifft aber nicht zu. Das Altertum wußte nichts von einem solchen Sinn. Erst die jüdisch-christliche Offenbarung hat auf ihn hingewiesen. Und so ist die Geschichtsphilosophie von dieser Offenbarung bedingt; sie kam erst auf, als das Christentum säkularisiert worden war. Die Bibel und dann Augustinus unterscheiden zwischen Heilsgeschehen und Weltgeschichte. Jenes vollzieht sich zwar mitten in dieser; aber es gehört nicht zu ihr, ist nicht von ihr abhängig und entwickelt sich nicht mit ihr. Joachim von Floris hat als erster die eschatologische Vollendung in den letzten Abschnitt der irdischen Geschichte selbst verlegt und damit der Geschichtsphilosophie den Weg gebahnt. In der Folge wird die des Heilsgeschehens mit der Weltgeschichte vermengt (Hegel) und schließlich ihr einfach gleichgesetzt; es entstehen Philosophien, die sich gegen ihre eigenen Voraussetzungen wenden und utopisch werden.

A. Brunner S.J.

Childe, Gordon: Stufen der Kultur. Von der Urzeit zur Antike. (348 S.) Stuttgart 1952, W. Kohlhammer. Ln. DM 14,40.

Von den Urfängen der Kultur führt das Buch den Leser über die Jungsteinzeit, die Kupfer- und Bronzezeit und die Eisenzeit bis in die antike Welt. Es berichtet über die ersten Städtegründungen und den Aufschwung, den die Kultur damit nahm. Das Wirtschaftliche hat dabei den Vorrang. In den alten Kulturen ist dies auch verständlich; die meisten Überreste zeugen vom wirtschaftlichen Leben des damaligen Menschen. Aber auch für die andern Kulturen ist diese Darstellung nicht ohne Reiz, zumal der V. nicht dem marxistischen Irrtum verfällt, im Geistigen nur einen ideologischen Überbau über den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen zu sehen. Aber seine Einstellung ist pragmatistisch-positivistisch. Die Religion bezeichnet er als eine Ideologie. So einfach liegen die Dinge selbst bei heidnischen Religionen nicht. Das Religiöse hat er nicht verstanden. So sagt er: „Es ist bezeichnend für die Zähigkeit von Überlieferungen, daß der Brauch, die Toten mit Ocker zu bestreuen, sich 20 000 Jahre lang erhielt, obwohl die Erfahrung längst seine Vergeblichkeit gezeigt hatte“ (S. 50). Er setzt also offenbar voraus, die damaligen Menschen seien so naiv gewesen, von dieser Zeremonie

die einfache Wiederbelebung des Toten und seine Rückkehr ins bisherige Leben zu erwarten; von dem tiefen symbolischen Sinn, den sie damit verbanden, ahnt er offenbar nichts. Entsprechend sind seine Ansichten über das Christentum. Es ist schade, daß diese Einstellung dem reichhaltigen Buch eines guten Kenners der Tatsachen abträglich ist.

A. Brunner S.J.

Marañón, Gregorio: Tiberius. Geschichte eines Ressentiments. (278 S.) München 1952, Nymphenburger Verlagshandlung. Brosch. DM 12,—. Glb. DM 15,80.

Daß der Verfasser nicht nur ein geistvoller Schriftsteller und vielseitig gebildeter Historiker, sondern auch Arzt und Psychologe ist, verleiht dem vorliegenden Buche nicht nur einen besonderen Reiz, sondern vor allem einen besonderen Wert. Das Thema „Tiberius“ ist immer wieder von der Geschichtsschreibung in Angriff genommen worden. Seit den Tagen seiner Zeitgenossen hat er viele Ankläger und auch einige Verteidiger gefunden. Nun hat Gregor Marañón seine Lebens- und Herrschergeschichte als die Geschichte eines Ressentiments geschrieben. Das besagt, er behandelt ihn als einen Menschen, dessen Schicksal weitgehend von seelischen Störungen und einem erkrankten Gemüt bestimmt war. Wenn Marañón sagt: „Aber stets bestimmt der zufällige oder absichtsvolle Einfluß des Milieus in letzter Instanz über unsere moralische Laufbahn“ (60), so finden wir diese Formulierung zwar überspitzt und daher unrichtig, wollen aber keineswegs leugnen, daß die Umwelt unsere moralische Entwicklung mitbestimmt.

Um den Kaiser Tiberius weht, je älter er wird, eine immer eisigere Luft. Wie die eitrigen Geschwüre in seinem Gesicht, so wächst die moralische Fäulnis dieses Mannes. Ein umsichtiger Feldherr, ein tüchtiger Bürokrat, aber durch und durch vergiftet vom Menschenhaß. Und dieser giftige Haß bringt Tod und Verderben nicht nur über Senat, Ritterschaft und Volk, sondern selbst über die kaiserliche Familie und Verwandtschaft und die nächste Umgebung. Wie ein Pesthauch geht es von Capri aus.

Und da reißt nun Marañón den kaiserlichen Pupur von den ekligten Schwären der Seele und des Leibes und zeigt auf die Entzündungsherde im Untergrunde des Menschen Tiberius. Das reicht bis in die Kindheit zurück. Die Eltern sind lange Zeit politische Flüchtlinge, dann verrät seine Mutter, die ehrgeizige Livia, den Gatten und die Kinder, indem sie sich scheiden läßt und den Machthaber Oktavian heiratet. Sie wird Kaiserin, aber der neunjährige Tiberius hält die Leichenrede an der Bahre seines einsam verstorbenen Vaters, Tiberius Claudius Nero.